

nichtssagendes rotwangiges Schulmädchengesicht in der Schar ihrer Freundinnen. Erst als ich erfuhr, daß sie in der Nacht gestorben sei, erwachte bei mir — mehr an dem Vorfall als an dem Menschen — das Interesse.

Erinnernd sehe ich mich mit einigen Jungen der engeren Kameradschaft wie so oft müde und abgehetzt vom Spiel auf einer Bank am Seeufer sitzen und ins sonnige Geflirre des leise bewegten Wassers blinzeln. Da machte einer den Vorschlag: „Kommt, schau wir das Mariedl an, sie ist schon aufgebahrt!“ Einverstanden und neugierig näherten wir uns dem Sterbehaus. Ein Blick durch das Ladenfenster zeigte mir den Kaufmann über seine Bücher gebeugt, seine Frau Kunden bedienend, ganz wie alle Tage. Wir trampelten die frischgeputzte Treppe hinauf bis zum zweiten Stock, dann, vom Zimt- und Rosinengeruch des alten Handelshauses begleitet, durch einen schmalen Gang, an dessen Ende die gute Stube lag. Sie war für die Tote hergerichtet worden. Beim Eintreten sah man zuerst nicht viel mehr als einige brennende Kerzen, denn man war noch ans Sonnenlicht von draußen gewöhnt und durch das Abschließen der Fensterläden war der Raum gleichsam zu einer spärlich erleuchteten kleinen Kapelle geworden. Hier lag auf erhöhtem Bett mit halbsitzendem Oberkörper die Leiche. Sie war im weißen Kleidchen voll Spitzen, Blumen und kleinen Heiligenbildern ganz wunderherrlich anzuschauen.

Mein knabenhafter, innerer Tumult machte einer Verlegenheit Platz. Das schien mir doch gar nicht das Mariedl, das ich kannte, zu sein? Das war ein kleines, fremdes Gesicht wie aus Wachs, die dunkleren, gelber Lider deckten nur zur Hälfte die Augäpfel, in deren Feuchtigkeit die schwelenden Kerzenflammen einen Schimmer von Leben hervorriefen. Unverwandt, mit größter Aufmerksamkeit sah ich hin, und es entging mir nichts. Das dunkelblonde Haar war tief in die Stirn gekämmt und gerade abgeschnitten, („Giselafransen“ nannte man damals diese Haartracht, nach der Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Gisela). Vor dem Bett stand mit Kränzen behangen ein Betschemel, an den Wänden des Zimmers sah man Alltagsgegenstände, eine verdeckte Nähmaschine, Schränke, worauf sich Gläser mit Dunstobst befanden, was in seltsamem Gegensatz zu dem altarähnlichen Putz des Paradebettes stand. Mir war sehr beklommen zu Mut vor dieser ersten Leiche, der ich gegenübertrat, und ich blickte mich etwas bange nach den beiden Kameraden um, die das Totenzimmer schon wieder verlassen hatten und gerade draußen von einer alten Frau jeder eine Scheibe Brot erhielten; so verlangte es der Brauch. Diese Frau, es war die alte Hausmagd, kam nun mit Frau Gadenstätter, der gerade erschienenen Hebamme des Ortes, herein, und ich hörte die weinerlich-geschäftsmäßigen Reden der beiden hinter mir. Die Magd erzählte der andern von dem qualvollen Todeskampf in der vergangenen Nacht, wie es dann erst gegen Morgen zu Ende gegangen, und daß der Leiche beim Anziehen Kleider, Strümpfe, alles zu kurz gewesen sei. „Ja, die Toten wachsen“, sagte die Hebamme, und mir ward da auf einmal ganz schaurig zumute. Nun bemerkten mich die beiden und die Magd wandte sich zu mir mit den Worten: „Willst dem Mariedl ein Weihbrunn geben?“ und hielt mir ein geschliffenes Glas mit geweihtem Wasser hin, in dem ein Buchsbaumzweiglein steckte. Ich besprengte kräftig die Tote; das meiste traf die wie zum Gebet fest gekrümmten Händchen, ein großer Tropfen rann jedoch wie eine Träne über das unbegreiflich schöne Gesicht, dessen vollen Zauber ich jetzt erst bemerkte. Ich stand wie gebannt, diese Leiche war sonderbar anziehend und zugleich grauenhaft in ihrer Unnahbarkeit. Von draußen riefen die Freunde; da drückte ich mich aus dem Zimmer, wie betäubt. Am übernächsten Tag war das Begräbnis des armen Mariedl. Sämtliche Schulkinder, Knaben wie Mädchen, wohnten ihm bei. Wir gingen in langer Reihe vor dem Sarg her und hatten auch eine Fahne, welche der stärkste von uns, ein aufgeschossener Bauernjunge, höchst selbstbewußt trug. Noch klingt mir das immer wiederholte, schrille Ableiern des Vaterunser und des englischen Grußes im Ohr (bei wieviel hundert Begräbnissen habe ich es wohl seither gehört?) Den nachhaltigsten Eindruck machten mir aber die unverständlichen lateinischen Gebete des Priesters an der Grube und ganz besonders

